Dr. Gottfried Keller

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **2 (1876)**

Heft 26

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422893

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dr. Gottfried Keller,

die bedeutendste Erscheinung der heutigen schweizerischen Literatur, hat, nachdem er lange Jahre den offiziellen Aktenstaub eines zürcherischen Staatsschreibers ertragen, Amt und Würde von sich geworfen, um seine Thätigkeit wieder ungetheilt der Literatur widmen zu können.

Diese Nachricht rief in der ganzen deutschen Schweiz, in allen gelehrten und literaturfreundlichen Kreisen, einer lebhaften Freude, welche an sich schon ein Beweis, wie der Name Keller mehr und mehr ein populärer wird, wie man mehr und mehr diesen Propheten der Poesie auch in seinem Heimatlande zu schätzen anfängt. Der „Nebelspalter" möchte nun gerne helfen, diese Stimmung wach zu halten, und, indem er auf dem Titelblatt das wohlgetroffene Portrait bietet, versucht er es auch, eine kurze biographische Skizze des Dichters zu geben.

Gottfried Keller ist 1819 in der Stadt Zürich geboren, ein Bürger des Dorfes Glattfelden, wo der „ächte Landwein" wächst, jener Wein, der die Naturen kräftigt und stählt und ihnen den Drang nach Freiheit in die Brust legt. Dieser Drang ging auch auf unsern Dichter über, und ihm nachgebend, betheiligte er sich so lebhaft an den üblichen Knabenrevolutionen gegen die abscheuliche Schulmeisterei damaliger Zeit, daß man ihn etwas weiter von der Schule entfernt wünschte. Er ging, und widmete sich der Landschaftsmalerei, erst in Zürich, dann 3 Jahre in München. Als er aber bei diesem Berufe keine Befriedigung fand, warf er Pinsel und Palette bei Seite und griff zur Feder, die er bald mit Meisterschaft zu führen verstand.

Im Jahre 1846 erschien ein erster, 1851 ein zweiter Band Gedichte. Während seiner Studien in Heidelberg und Berlin entstanden dann seine ersten novellistischen Arbeiten: „Der grüne Heinrich", die „Leute von Seldwyla", „das Fähnlein der sieben Aufrechten", „Verschiedene Freiheitskämpfer" u. s. w., alles Erzeugnisse, deren Werth schon in allen möglichen Weisen gesungen worden. Wir dürfen uns deßhalb füglich eines Urtheils begeben, und das einzige, was wir uns erlauben wollen, sei: Die Leser des „Nebelspalter" zu bitten, diese trefflichen Bücher selbst durchzusehen und sich an ihnen zu erbauen.

Die Hand auf diesen Büchern, ward er sodann im Anfang der sechziger Jahre zürcherischer Staatsschreiber, und alle Welt hoffte damals, daß trotz dieses Amtes neue Werke von ihm entstehen werden. Allein die Hoffnung ließ beinahe gänzlich zu Schanden werden; außer den „7 Legenden" erzählte der Büchertisch nichts von ihm; die Staatsschreiberstelle nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch und alle Manuscripte und Entwürfe blieben im Pulte liegen. Nun aber soll's anders werden, die Stahlfeder fliegt zur Seite und die Kielfeder beginnt wieder ihre Thätigkeit. Möge sie recht fleißig und produktiv arbeiten zu ihrer und des Vaterlandes Ehre.

Robert Weber, der in seiner „Nationalliteratur der deutschen Schweiz" ein schönes Bild von dem Dichter und seinen Schöpfungen gibt, schließt wie folgt: „Wenn er am Schluß der Novelle, ähnlich wie Bitzius in seinen Schriften, selber noch in einem Epilog vor das Publikum tritt, um einen höhnischen Blick auf die sozialen Zustände der Gegenwart zu werfen, und damit die Wahl seines Stoffes zu entschuldigen, so hat er darin seinen schweizerischen praktischen Standpunkt nicht verleugnet, der die Kunst nicht um ihrer selbst willen bestehen läßt, sondern verlangt, daß sie sich überall im Zusammenhang mit dem realen Leben wisse und daß insbesondere der Dichter das Höchste sei, was er überhaupt werden kann: ein Erzieher des Volkes".

Das Lied der Hagestolzen.

Die Hagestolzen sind und bleiben
Das schönste Glied der Kette Welt,
Die, allerdings, nur durch das Weiben
Und Kinderzeugen sich erhält.
Doch dieses Handwerk, so plebejisch,
Sei gern dem rohen Volk gegönnt,
Das, für Gemeines stets partheiisch
All' Heil in Fortpflanzung erkennt.

Wir sind aus noblerem Zeug geschnitten,
Das gleißt und glänzt so schmuck und fein!
Kein Kinderfädelchen darf mitten
In diesen Stoff gewoben sein,
Kein Einschlag von des Weibes Sitten:
Wir sind für uns bloß auf der Welt
Und müssen's höchlich uns verbitten,
Daß einer dieß für Hochmuth hält.

Es ist Gefühl für Menschenwürde:
Der Mensch zeigt bloß, auf sich beschränkt,
Welch' große Waarenlast und Bürde
Von Können im Gehirn ihm hängt.
Bei Kinderwiegen, Weiberröcken
Verraucht das Beste seiner Kraft,
Wir sparen uns zu noblern Zwecken
Das Feuer unsrer Leidenschaft.

Das Weib — wir nehmen's uns am Wege,
Wo es uns streift auf unsrer Fahrt,
Als Herbergskost. — Ist's fein Gepräge,
Gut; ist's jedoch geringer Art,
So lassen wir's uns auch genügen,
Und denken: S'ist ja bloß zum Spiel.
Vor wem so hohe Zwecke liegen,
Giebt auf Etappenjux nicht viel.

Das hohe Ziel des Hagestolzen,
Der Junggesellen Ideal, —
Wer trifft's von euch mit sicherm Bolzen,
Wie heißt es? Rathet endlich mal,
Ihr furchtbar'n Staatskaninchenböcke,
Ihr Mehrer künftigen Geschlechts,
Zeigt, daß in eurer schönen Hecke
Ihr noch ein Aug' habt für was Recht's.

Hoch oben schwebt's in lichtem Raume,
Das liebe Ich sammt Zugewicht.
Was hängt nicht alles an dem Baume:
(Vielleicht mit Abzug bloß der — Pflicht)
Genuß, Bewund'rung, noble Schwächen,
Genie, Triumphe aller Art,
Und Dinge gar nicht auszusprechen
Uns Hagestolzen aufbewahrt!

Anzeige und Dank.

Nachdem einige böse Mäuler in der näheren und weiteren Umgebung meines Heimwesens sich zur Aufgabe gemacht haben, mich und mein friedliches Thun durch die Presse zu verdächtigen, als gehe ich darauf aus, meinen An- und Nachbauer physisch, moralisch und ökonomisch zu ruiniren, weil mir der Rauch seiner türkischen Pfeife nachgerade unerträglich geworden sei und seine Besitzung, genannt zum „goldenen Horn", zum Arrondissement meines eigenen Landgutes sich nicht übel schicken würde, so sehe ich mich, als ehrlicher Mann, veranlaßt, gegen jene heimtückischen Gerüchte lebhaft zu protestiren. Wenn die Wirthschaft auf besagtem Gute aus Rand und Band gegangen ist und die Groß- und andern Knechte dem Gutsherrn, der sie übrigens auf türkisch kujonirt haben soll, den Korb des Gehorsams vor die Füße geworfen haben, so bin ich, Endesunterzeichneter, gewiß am wenigsten Schuld daran. Im Gegentheil glaube und versichere ich, nach Kräften und nach Noten dazu beigetragen zu haben, aus der türkischen Pfeife eine Friedenspfeife zu schnitzen und den Status ante zwischen Herrn und Gesinde wieder herzustellen, in welchem nachbarlichen Bestreben ich allerdings durch eine leidige englische Bulldogge nicht wenig kontrarirt worden bin. Fragliche Bulldogge, welche der übel berathene Nachbar sich zum Schutz seines Hauses und Hofes verschrieben hat, hat mir und meinen Friedensagenten den Zutritt zu meines Nachbars Heimwesen auf's gröblichste verwehrt und meinen beschwichtigenden, gut gemeinten Streichelversuchen stets die fletschenden Zähne entgegengehalten, so sehr, daß selbst mein treuer, erprobter Hofhund, Knurrschakoff, für gut gefunden hat, sich von den Liebkosungen des fremdländischen Bests fern zu halten und mir durch unzweideutige Schweifbewegungen von ferneren Versöhnungsversuchen abzuwedeln. Indem ich hiemit seinen Winken folge, und den nachbarlichen Neffen, der jetzt, wie ich durch Hörensagen erfahre, die Oberaufsicht über das Gehöfte seines Oheims, sowie über dessen zahllose Mägde führt, mit seinen revoltirenden Knechten allein fertig werden lasse, ergreife ich die Gelegenheit, allen denen auf's verbindlichste zu danken, welche mein Friedenswerk mit Rath und That unterstützt, insbesondere aber denen, welche mein friedliches Renomme gegen Verdächtigungen obgenannter Art vertheidigt haben. Gruß und Handschlag aus der Ferne!

Alexander Knurrowitsch,
Großgutsbesitzer an der Newa.